

der Kultur der Transition werde ich zumindest streifen, um das Topos der modellhaften Demokratisierung zu dezentrieren (Kap. II.2.d). Diese Schritte führen mich zu einer allgemeinen Betrachtung, welche die Strukturprinzipien von Spaniens politischem System und Zivilgesellschaft rekonstruiert (Kap. II.3.a). Auf dieser Basis zeige ich, wie sich der politische Raum verändert. Ab den späten 1970er Jahren avancieren die Zivilgesellschaft auf der einen Seite und das politische System auf der anderen Seite zu zwei klar differenzierten Sphären (Kap. II.3.b). Schließlich erstelle ich eine diskursive Kartographie der Kultur der Transition, die sich als orientierende Hintergrundfolie der Folgekapitel erweist (Kap. II.3.c).

## 1 Genealogie einer hegemonialen Kultur

Transition: Der politische Prozess, mit dem Spanien das Regime Francos (1939–1975) hinter sich ließ, um ein demokratischer Staat zu werden.

(*Wörterbuch María Moliner, 2007*)

Nach dem Tod Francos wurde Spanien ein modernes europäisches Land. Es ließ seine einstigen Spannungen zurück und trat in eine neue Zeit von Wachstum, Stabilität und Demokratisierung. Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts schien Spanien auf westeuropäische Entwicklungspfade gebracht, endlich umschloss es den gemäßigten Parlamentarismus, die freie Marktwirtschaft und ein pluralistisches Gesellschaftsmodell. Spanien war spätestens zur Jahrtausendwende endlich ein »normaler« demokratischer Staat geworden – in dieser Erzählung sind sich fast alle Analysen einig, die sich mit Spaniens Politik und Gesellschaft in der Zeit nach Francos Tod im November 1975 und vor dem Ausbruch der Empörung Mitte 2011 beschäftigen. Auf dem Fundament dieser kanonischen Darstellungen erstelle ich im Folgenden einen Kurzüberblick der demokratischen Transition und Konsolidierung. Die Darstellung orientiert sich an den zentralen Deutungslinien meines dreiteiligen Textkorpus (dazu: Kap. I.3.c). Es geht *nicht* um das, was vermeintlich »tatsächlich geschah«, sondern um das, was nachträglich als wesentlich erscheint. Dieses Kapitel rekonstruiert schlaglichtartig die klassische Deutung Spaniens als ein modernes wie demokratisches Land vor den Empörtenprotesten. Dafür sei zunächst das Grundaxiom der Analyse unterstrichen: Diskurse sind produktiv, sie schaffen soziale Wirklichkeit. Diskursive Artikulationen bringen eine Gesellschaft hervor. Insofern sind die Erzählungen rund um die spanische Transition keinesfalls objektive und unparteiische Darstellungen von Spaniens Geschichte. Vielmehr selektieren sie spezifische Ereignisse, Narrationen und Protagonisten,<sup>7</sup> um sie zu einem kohärenten Gesellschaftsentwurf zusammenzusetzen.

7 Dieses Kapitel gebraucht eher die männliche denn die weibliche Form, um die Genderbias in der Selbstbeobachtung der Kultur der Transition nicht zu verschleiern. In der Tat werden nämlich die Akteure von Spaniens demokratischer Transition und Konsolidierung in der Subjektposition des bürgerlichen Mannes personifiziert.

Dieser Entwurf ist der einer bestimmten Hegemonie, die der *Kultur der Transition*. Sie ist ein hegemoniales Projekt, das sich in den 1970er und 1980er Jahren artikuliert und seither maßgeblich Spaniens politisches System und wie seine Gesellschaftsstruktur prägt. Die Kultur der Transition sedimentierte vom Projekt zur Kultur, ihre anfangs umkämpften Knotenpunkte verhärteten. Um diesen präzisen Objektivierungsprozess der Kultur der Transition dreht sich das vorliegende Kapitel. Was ich als Kultur der Transition lese, wäre undenkbar ohne jene Menge an Büchern, Broschüren, Artikeln, Radio-, Fernseh- und Internetbeiträgen, die in Wissenschaft, Politik, Medien und im Bildungswesen zu einer mächtigen Deutung der demokratischen Transition und Konsolidierung zusammenfließen. Die Kultur der Transition verändert sich zwar beständig, ihre Fluidität darf aber auch nicht überbetont werden. Es gibt eine diskursive Grundstruktur, die sich über die Jahrzehnte stabilisiert und zum allgemeinen Commonsense avanciert.

Um dieser Kultur nachzugehen, greife ich auf die konturierten Intuitionen einer erweiterten Hegemonietheorie zurück. Das heißt in diesem Kapitel: Ich arbeite mit einer *historischen Rekonstruktion*. Hegemonie heißt, dass *eine* Ordnung in *der Zeit* zu *der* Ordnung wird, dass sie natürlich, objektiv und weitgehend alternativlos erscheint. Neue Herrschaftsverhältnisse sedimentieren, bis sie sogar viele derjenigen als legitim anerkennen, die durch sie benachteiligt bleiben. Im Zuge von Artikulationspraktiken breitet sich ein Sinnhorizont immer weiter aus und avanciert zur umfassenden (jedoch nie unumstrittenen) Weltanschauung. Eine Kultur ist entstanden. Sie enthält Zeitdiagnosen, Vergangenheits- und Zukunftsnarrative, Identifikationsmuster, Feindbilder und normative Entwürfe. Auf diese Weise definieren hegemoniale Kulturen die Möglichkeitsräume und die Grenzen der sozialen Wirklichkeit; sie definieren das, was Gesellschaft *ist*. Und genau das geschah in Spanien nach dem Fall des Franquismus.

Die Hegemonialwerdung einer Diskursformation zur Kultur, zum Horizont von Gesellschaft, geschieht nicht in einem luftleeren Raum. Artikulationspraktiken sind facettenreich, sie involvieren Zeichen, Praktiken, Institutionen und Infrastrukturen. Jedes Herrschaftsverhältnis bedarf parallel zur Konstruktion einer symbolischen Ordnung der Mobilisierung von Praktiken und der Schaffung materialisierter Apparate. Für eine ganzheitliche Analyse der Hegemonie nimmt eine erweiterte Hegemonietheorie all diese Dimensionen ernst. Gleichwohl beschränkt dieses Kapitel seinen Fokus auf die *symbolische Ebene* und konzentriert sich auf Narrative, Identitätskonstruktionen und Gesellschaftsbilder. Diese künstliche Blickverengung auf die symbolische Seite der Hegemonie bietet sich an dieser Stelle insofern an, als ich die Erzählung einfangen möchte, die ein Diskursgefüge über sich selbst produziert. Denn im Repertoire einer hegemonial gewordenen Ordnung spielen *Selbstbeschreibungen* eine Schlüsselrolle. Die Kohärenz einer Kultur geschieht wesentlich über die Produktion derartiger Erzählungen. Dass eine soziale Ordnung als einzig legitime in Erscheinung tritt, hängt wesentlich mit ihrer Fähigkeit zur Selbstlegitimierung zusammen. Eine Hegemonie festigt sich, sobald es ihr gelingt, zur unstrittigen Verkörperung von Ordnung zu werden – und sich als solche zu inszenieren (vgl. Herschinger 2012: 87). Es gilt das Motto: Keine Hegemonie, die nicht selbstreferentiell wäre, die sich nicht als so kohärenten wie erfolgreichen Gesellschaftsentwurf stilisiert.

Um die Kultur der Transition zu beschreiben, verfährt meine Diskursanalyse zugleich als *Rekonstruktion und Dekonstruktion* (vgl. Howarth 2005: 42ff.). Zum einen stelle ich

die Kultur der Transition umfassend dar und rekonstruiere ihre zentralen Daten, Ereignisse, Kräfte und Strukturdynamiken. Ich strebe ein Panoramabild der postfranquistischen Epoche an, die auch aktuelle Entwicklungen der spanischen Gesellschaft verdeutlicht. Zum anderen ist die umkämpfte Rückseite der Kultur der Transition zumindest anzureißen. Ihre Stabilisierung vollzog sich keineswegs dermaßen friedlich, konsensgeprägt und moderat, wie es das kanonische Narrativ darstellt. Im Gegenteil, die Kultur der Transition geht, wie jedes hegemoniale Projekt, mit mannigfaltigen Ausschlüssen und Grenzziehungen einher. Ihre Sedimentierung zur natürlichen Ordnung des modernen Spaniens ist ein machtgeladener Vorgang. Er hinterlässt Spuren, die bis heute als politische Konfliktlinien oder soziale Schief lagen fortbestehen.

Dieses Kapitel wählt eine politische Diskursanalyse (siehe: Kap. 1.3.a), verleiht dieser aber eine deutlich narrative Ausrichtung. Sie zwingt das Material weniger stark in hegemonietheoretische Kategorien, sondern gibt es möglichst ungefiltert wieder, damit die Texte von »sich heraus« sprechen. Meine Lektüre der Kultur der Transition versucht, die Dokumente in ihren immanenten Sinnzusammenhängen zu rekonstruieren. Dadurch entfaltet die Materialdarstellung idealerweise eine *Eigenlogik*. Die verschiedenen Dokumente können zu einem kohärenten Narrativ zusammenwachsen. Im Ensemble des Materials rund um Spaniens Transition und demokratische Konsolidierung bilden sich wiederkehrende Muster, Grundtopoi und Kernargumente heraus, die verschiedene Sprecher zu verschiedenen Zeiten teilen. Dem Gewebe der Diskurse wohnen immanente Ordnungen inne. Die Beschreibungen des Antrittes des Monarchen Juan Carlos (1975), die Vorstellung des Gesetzes zur politischen Reform durch den Präsidenten Adolfo Suárez (1976), das Inkrafttreten der *Pactos de la Moncloa* (Pakte der Moncloa) (1977) oder der Verfassung (1978) ergeben mehr als eine bloß chronologische Abfolge von Ereignissen. Sie alle sind Momente eines *grand narrative*, der teils implizit bleibt, aber stets wirkmächtig vorhanden ist. Dieses Narrativ verkettet die Ereignisse, macht sie zu logischen Schritten einer gerichteten Entwicklung. Dasselbe gilt für das folgende Jahrzehnt der 1980er Jahre, für die sogenannte sozialistische Epoche. Auch hier wachsen die Texte zu einem Grundgefüge zusammen, das ich möglichst ungefiltert wiedergebe. Trotz ihrer Kontingenzen und Brüche ist die Kultur der Transition als sedimentierte Gesellschaftsstruktur ernst zu nehmen. Im postfranquistischen Spanien geriert sich ein Diskurs als einzig legitimer. Darum geht es mir: Über die kanonischen Dokumente die Kultur der Transition so zu beschreiben, wie sie sich selbst beschreibt, als ein zusammenhängendes Gefüge ganz bestimmter Knotenpunkte, Akteure und Ausschlüsse.

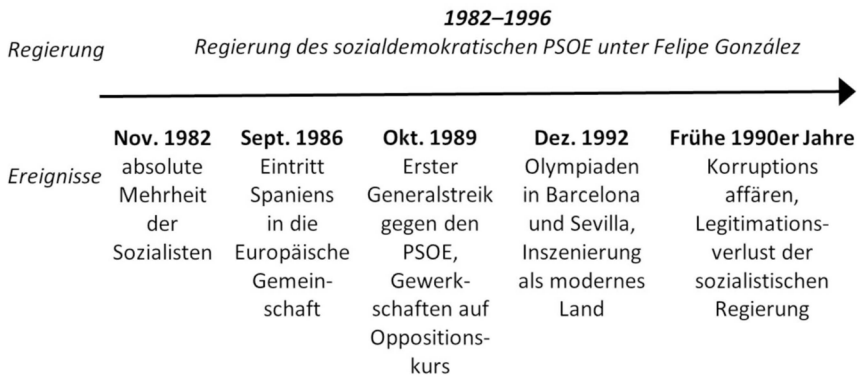
Die folgenden Abbildungen (5a-5c) bieten eine tabellarische Übersicht über Spaniens jüngste Geschichte. Sie bieten das orientierende Gerüst, an dem sich meine historische Rekonstruktion entfaltet.

Abb. 5: Chronologie des nachfranquistischen Spaniens (1975–2011) entlang der kanonischen Literatur

**1. Phase: Die Transition von Diktatur zu Demokratie (1975–1982)**



**2. Phase: Spaniens Modernisierung unter sozialistischer Führung (1982–1996)**



### 3. Phase: Spanien als »normaler« westlicher Staat (1996–2011)

	1996–2004		2004–2011		
Regierung	Regierung d. konservativen PP unter José Mariá Aznar		Regierung d. sozialdemokratischen PSOE unter José Rodríguez Zapatero		
Ereignisse	Frühe 200er Jahre	März 2004	2004/2005	Aug. 2011	Ab Mai 2011
	Wirtschaftsboom, Spanien als eines der wachstums- stärksten Länder Europas	Islamist. Attentate in Madrid (Atocha), Regierung verdächtig zunächst baskischen Terrorismus	Abzug spanischer Truppen a. d. Irak, Symbol für ideo- logischen Kurswechsel	Schulden- bremse im Eilverfahren in Verf. fest- geschrieben, Großkonsens PP/PSOE	Proteste der Inidgnados, Besetzung von zentralen Stadtplätzen durch Protestcamps

Die Einteilung des postfranquistischen Spaniens in drei differenzierte Phasen orientiert sich an meinem Textkorpus. Ich nehme diese Dreiteilung auf, wobei ich die Aufmerksamkeit auf die beiden ersten Phasen von 1975 bis in die frühen 1990er Jahre lenke. Dies folgt der Schwerpunktsetzung meines Textkorpus. In der kanonischen Literatur werden die ersten beiden Jahrzehnte der spanischen Demokratie als ihre *Prägephase* bezeichnet, die später nurmehr eine Konsolidierung erfährt (vgl. Maravall/Santamaría 1993: 229–242, Juliá 2000). Damit ist nicht gesagt, dass sich Spanien in den 2000er Jahren nicht verändern würde, aber dass die grundlegende Ordnung, die das Land definiert, in den vorherigen Dekaden gesetzt wurde. Diese prägende Phase der Entfaltung der Demokratie in Spanien steht hier im Zentrum. Dieses Kapitel dreht sich um die Jahre, in denen sich das Projekt der Transition erst auf politischer Ebene und dann, in den 1980er Jahren, auf gesellschaftlicher Ebene als Modernisierungsprojekt entfaltet. In diesen Jahrzehnten wird die Topographie der nachfranquistischen Gesellschaft definiert. Was in dieser Prägephase, wie sich zeigen wird, noch sehr brisante und keineswegs unstrittige Positionen sind, sedimentiert in den Folgejahrzehnten zu einem (fast) allgemeingültigen Commonsense. Aus dem politischen Projekt wird eine Kultur, die sich über die spanische Gesellschaft legt.

Eine Idee sei der Analyse vorausgeschickt: Das demokratische Spanien zeichnet sich bis 2011 – und darüber hinaus – durch ein Schlüsselmerkmal aus, das sich über alle anderen Kategorien legt. Es ist der Topos, dass Spanien durch die Transition zu einem »normalen Land« aufsteigt, vergleichbar zu westeuropäischen Nachbarstaaten wie Frankreich, Italien oder, vor allem, Deutschland (vgl. del Campo/Tezanos 2008: 25). Der *Normalisierungstopos* dient als Gradmesser, um den Erfolg der Transition im engen Sinne und der Demokratie im weiten Sinne festzumachen.<sup>8</sup> Spaniens Normalisierung wird

8 Die Erzählung über die demokratische Transition und Konsolidierung ist gleichwohl kein einheitlicher Block, der bruchlos einen hegemonialen Diskurs erzeugt. Es gab schon vor den Empörtenprotesten ab 2011 jahrzehntelang einige (jedoch wenige) kritische Stimmen mit Spaniens Entwick-

auf verschiedenen Ebenen nachgewiesen. Zunächst erscheint sie als ideologische Mäßigung der politischen Akteure. Sowohl der sozialistische PSOE als auch der konservative PP begraben »radikale« linke und rechte Bezugspunkte und orientieren sich an gemäßigten Vorbildern wie der deutschen Sozialdemokratie oder der britischen *Conservative Party* (vgl. für den PSOE: Molina 2010). Zudem geschieht die Normalisierung auf ökonomischem Terrain. Die spanische Wirtschaft baut angeblich überholte Industrien ab (Kohleabbau, Schiffbau, Chemieindustrie). Dagegen setzt sie auf Tourismus, Finanzen, Immobilien und den Dienstleistungssektor, um sich im europäischen Binnenmarkt zu behaupten. Des Weiteren wird die Normalisierungstendenz sozialstrukturell festgemacht. Gegenüber der ehemaligen Spaltung des Landes zwischen einer großen Arbeiter- und Bauernklasse und einer kleinen Oberschicht von Bourgeoisie, Lehnsherren und Adel entsteht ab den 1960er Jahren eine breite urbane Mittelklasse. Diese wird als Garant dafür stilisiert, dass Spaniens Normalisierung erfolgreich geschieht und als unumkehrbares Faktum erscheint, wird doch die junge Mittelschicht als gemäßigt, unpolitisch, konsumorientiert und fortschrittorientiert gezeichnet. Letztlich offenbart sich die Modernisierung in symbolischen Großereignissen, in denen sich das neue Spanien auf internationaler Bühne zur Schau stellt. Als Sinnbild dafür stehen im Jahr 1992 die Olympiaden in Barcelona und die Weltausstellung in Sevilla. In diesen Großevents zeigt Spanien, so Pereira-Muro (2015: 219), sein »modernes Gesicht«, das Land gewinnt an »Visibilität und internationalem Prestige«.

Dass Spanien endlich seine Sonderstellung verloren habe und ein westlicher Staat geworden sei – entlang dieses normativen Leitmotivs strukturiert die kanonische Literatur ihre Erzählung rund um die knapp vier Jahrzehnte, die vom Ende des Franquismus bis zum Ausbruch der Empörtenproteste reichen. Die folgende Analyse wird sich an diesem Motiv orientieren und es in einem konzeptuellen Dreischritt aufschlüsseln. Ich beschäftige mich zuerst mit dem Gründungsmythos der Transition, anschließend mit der Konsolidierungszeit der 1980er Jahre und blende zuletzt beide Epochen übereinander, um die Kultur der Transition ganzheitlich darzustellen.<sup>9</sup>

## 2 Die Kultur der Transition

### 2.1 Die Transition (1975–1978) als Gründungsmythos

Die historische Rekonstruktion der Kultur der Transition beginnt mit dem Zeitraum von kaum drei Jahren, die im engen Sinne als Übergang von der franquistischen Diktatur

---

lung nach 1975. Sie beschreiben ein abgeschottetes politisches System, das sich teilweise noch im Erbe des Franquismus bewegt, lamentieren den Rückgang von Mobilisierungen und sozialen Konflikten ab den frühen 1980er Jahren als Demokratiedefizit und betrachten den Normalisierungstypus als Verschleierung von Spaniens ungelösten Problemen. Für diese randständigen Kritiken beispielhaft stehen die Schriften von Francisco Fernández Buey, Gregorio Morán oder Vicenç Navarro.

9 Dabei ist die Warnung von Rafael Núñez Florencio (2010: 16) im Hinterkopf zu behalten: »Das moderne Spanien, in Europa integriert, für manche ein politisches Modell und für andere ein kulturelles Vorbild, hat auch seine Gespenster.«